

Herr Büchner, Sie sind Oberstaatsanwalt und seit Sommer 2022 Sprecher der Berliner Strafverfolgungsbehörden. Ich nehme an, dass Ihnen menschliche Abgründe per se vertraut sind, aber gibt es Straftaten, mit denen Sie sich besonders gut auskennen?

Ich habe 2004 im Justizdienst angefangen und seitdem in vielen verschiedenen Abteilungen und Bereichen gearbeitet. Am prägendsten waren wahrscheinlich die Stationen bei der Organisierten Rauschgiftkriminalität für drei Jahre und die viereinhalb Jahre als Abteilungsleitervertreter bei den Sexualdelikten.

Kann ich aus Ihrer Berufswahl ableiten, dass Sie von Verbrechen fasziniert sind?

Ja, das können Sie. Nach dem Jurastudium hat man viele verschiedene Möglichkeiten. Im Referendariat hatte ich mir beispielsweise auch Wirtschaftskanzleien angeschaut, in denen man das große Geld machen kann. Aber ich habe schon relativ früh für mich festgestellt: lieber Ärmel hochkrempeln und ins satte Leben hinein, auch wenn's ein bisschen schmutzig wird, statt den Rest meiner Karriere allgemeine Geschäftsbedingungen auf irgendwelche Fallen durchgucken.

Dann sind Sie doch genau der Richtige, um zu analysieren, warum die Deutschen solche Fans von True-Crime-Formaten sind. Wie lautet Ihre Erklärung?

Eine Erklärung geht bis auf Sigmund Freud und die Idee der Projektion zurück: Jeder von uns hat einen kleinen Straftäter in sich und projiziert seine eigenen Wünsche des Rechtsbruchs auf jemand anderen. Das kann dann eine fiktive Person sein wie im Krimi, aber auch eine reale Figur, einer wie der Kaufhauserpresser Dagobert. Was jedoch wichtig ist: Es muss eine entsprechende Bestrafung geben, denn dann kann ich mich im Sessel zurücklehnen und mich in meinem Rechtsempfinden bestärkt fühlen.

Gibt es neben der Projektion weitere Theorien, warum Menschen von True-Crime-Formaten fasziniert sind?

Es ist, glaube ich, immer eine Sache der Selbstvergewisserung, und es ist natürlich auch immer eine Sache des Einblicks in Welten und Milieus, mit denen man nichts zu tun hat. Viel geht da über den wohligen Grusel. Mein Eindruck ist aber auch, dass über Podcasts und das Angebot von Streamingplattformen das in den vergangenen Jahren mehr in Richtung Voyeurismus gekippt ist.

Haben Sie Verständnis dafür, dass sich brave Bürger durch Brutalität und auch durch das Leid von anderen Menschen unterhalten lassen? Ich habe schon Verständnis, weil ich selbst ja auch nicht frei davon bin, siehe Berufswahl.

Aber Sie lassen sich vom Leid anderer nicht unterhalten. Der Job des Staatsanwalts ist es, Taten zu verfolgen, und damit auch, Opfern zu helfen. Ich bleibe trotzdem dabei: Ich habe ein bisschen mein Hobby zum Beruf gemacht. Ich habe ein ehrliches Interesse an der Frage, warum Menschen in welchen Situationen auf eine bestimmte Weise – und sei es eben kriminell – handeln. Und glaube, dass meine Sicht darauf von Jahr zu Jahr differenzierter wird, je mehr ich sehe.

Ist das ein Abstumpfungseffekt?

Nein, das würde ich nicht sagen. Ich – und ich kenne das Phänomen auch von Kolleginnen und Kollegen – werde eher nachsichtiger durch das, was ich im Job erlebe. Es gibt ja auch regelmäßig Umfragen bei Jurastudentinnen und -studenten, die zeigen, dass dort zu Beginn des Studiums der Ruf nach vermeintlich „harten“ Strafen recht laut ist und dann immer leiser wird, je mehr man zu differenzieren lernt. Und umgekehrt habe ich den Eindruck, dass die Gesellschaft

„True Crime ist in Richtung Voyeurismus gekippt“

Die Deutschen lieben nicht nur Krimis, sondern auch Podcasts, in denen wahre Verbrechen rekonstruiert werden. Sebastian Büchner, Oberstaatsanwalt in Berlin und selbst Podcaster, über gelungene und misslungene Formate – und darüber, was die Lust am Grusel über unser Land aussagt.



Foto: Gallery Stock

über die letzten Jahre und Jahrzehnte abgestumpfter und unempathischer geworden ist. Vielleicht lässt sich so auch der Wunsch, sich von immer neuen Geschichten unterhalten zu lassen, erklären: Erst waren es die fiktiven Geschichten, dann – zum Beispiel mit Truman Capotes „Kaltblütig“ – die nächste Stufe des „Und das ist wirklich passiert...!“. Und von da aus über den O.-J.-Simpson-Prozess, Netflix' „Making a Murderer“ und immer härtere True-Crime-Formate die fortwährende Suche nach dem nächsten Unterhaltungskick.

Hören Sie selbst True-Crime-Podcasts?

Ich höre immer wieder in True-Crime-Podcasts rein. Wir sind bei uns in der Pressestelle ja auch für das Übersenden geschwätzter Urteile zuständig. Da kommen auch relativ viele Anfragen von Podcastproduktionen, und dann höre ich auch ganz gerne mal, was tatsächlich daraus geworden ist, meist jedoch nur stichprobenartig. Aber die Neugier, die habe ich schon.

Haben Sie einen Favoriten?

Ist das geschickt, wenn ich dazu was sage? „Zeit Verbrechen“ finde ich nach wie vor gut, das war, glaube ich, auch einer der ersten in diesem Bereich. „Sprechen wir über Mord!“ mit Thomas Fischer höre ich immer mal wieder. Und dann gibt es regionale Formate, bei denen es auch einfach ganz lustig ist, die eigenen Kollegen zu hören oder Fälle, mit denen man zu tun hatte, aufbereitet zu bekommen. Noch viel regelmäßiger höre ich jedoch „Kein Mucks!“, die Kriminalhörspiele aus den Rundfunkarchiven mit Bastian Pastewka.

Wie finden Sie die?

Mmh. Die spielen ja häufig nicht in Deutschland. (lacht)

Für Opfer oder deren Angehörige muss es fürchterlich sein, wenn ihre Geschichte Podcasthörern zur Unterhaltung dient, während diese joggen oder die Wohnung putzen. Ich würde da schon Unterschiede machen. Die Folgen von „Zeit Verbrechen“ zum Beispiel basieren meistens auf Prozessen, die von Printjournalisten von Anfang an begleitet wurden, welche dadurch oft auch Kontakt zu den Beteiligten oder auch deren Familien haben. Diese Journalisten sind dann schon näher dran an den Personen, und dann finde ich das auch in Ordnung. Bei anderen Podcasts, in denen zwei Personen nur anhand eines Urteils einen Kriminalfall erzählen, finde ich es eher seltsam.

Wie meinen Sie das?

Wir kriegen das ja mit: Die melden sich bei uns und fordern ein Urteil an, wir schwärzen es und schicken es rüber. Das kann, wenn es schnell rechtskräftig geworden ist, sogar ein abgekürztes Urteil sein, da steht also nicht einmal viel zur Beweiswürdigung, zu den Zeugenaussagen und so weiter drin. Doch es kommt dann nie eine Nachfrage. Die erzählen also einfach anhand des Urteils die ganze Geschichte, gerne noch mit so einem *drive*, dass die eine Podcasterin die andere bedauert und sagt: „Oje, du Arme, du musstest dir das gesamte Urteil zu diesem schlimmen Fall durchlesen.“ Ich denke mir dann: Und was ist mit dem Opfer, mit den Angehörigen, mit den Polizeibeamten am Tatort?

In True-Crime-Podcasts ist es aber auch beliebt, länger zurückliegende Kriminalfälle aufzugreifen.

Genau. Auch das ist aber nicht unproblematisch. Denn das erneute Nacherzählen eines Falls löst fast immer Kettenreaktionen aus. Es bleibt dann ja häufig nicht bei dem einen Podcast, den man als Betroffener vielleicht noch ignorieren kann, sondern den hören dann auch andere Journalistinnen und Journalisten, und die springen darauf auf. Dann haben die Opfer oder die Angehörigen zehn Jahre nach der Tat, die sie mühsam verdrängt haben, wieder Journalisten an den Hacken, die nach-

fragen. Da kann man zwar Nein sagen. Aber das schützt einen nicht davor, dass trotzdem die Erinnerungen wieder hochkommen.

Sie sind mit „strafstation.berlin“ seit vergangem Jahr selbst unter die Podcaster gegangen. Mit welchem Ziel?

Die Idee hatte ich schon bei meinem Amtsantritt, und wir haben 15 Monate bis zur ersten Folge im vergangenen Oktober gebraucht. Wir haben lange an der Konzeption getüftelt. Wir wollen keinen Staatsfunk machen, wir wollen uns auch nicht auf die Schulter klopfen. Unser Ansatz lautet: Wir machen das für die 600 Referendarinnen und Referendare, die bei uns pro Jahr durchlaufen und die mit dem Podcast, der neben der eigentlichen Episode auch immer ein Tutorial anbietet, fürs zweite Staatsexamen lernen können. Wir haben aber natürlich auch die Hoffnung, dass andere Leute zuhören, die nichts direkt mit der Justiz zu tun haben.

Warum?

Ich glaube schon, dass der Podcast eine kleine Werbemaßnahme für „Vertrauen in den Rechtsstaat“ sein kann. Für den Einzelnen ist es frustrierend, wenn ein Verfahren eingestellt wird. Aber vielleicht hilft es ja, mit unserem Podcast auch mal mitzubekommen, welche Gedanken sich Ermittler machen. Mitzubekommen, dass wir nicht diejenigen sind, die sich hinstellen und sagen, hohe Strafe ist gute Strafe, und das war's, sondern dass wir uns um Differenzierung bemühen. Wir verstehen uns als Teil der Gesellschaftsgestaltung und haben durchaus im Blick, dass wir bei abschüssigen Lebenswegen erst am Ende in der Talsohle aktiv werden.

Mit Blick auf den wohligen Grusel, von dem wir vorhin sprachen: Was wollen Sie mit Ihrem Podcast bedienen – und was nicht?

Wir versuchen, immer eine Konstellation zu finden, die rechtlich interessant ist und die Grunddynamiken zu einem Kriminalitätsphänomen an sich verdeutlicht. Dann erzählen wir meistens einen Einstiegsfall, der sich nicht identifizieren lässt, sondern der nur dazu dient, ein Bild vor Augen zu haben, um von da aus relativ schnell ins Abstrakte zu kommen. Was kann man an Ermittlungsarbeit machen? Was sind die kriminologischen und sozialen Faktoren, die eine Rolle spielen? Wie strukturiert man die Ermittlungen? Und bei Themen wie Gewalt in der Pflege oder auch häuslicher Gewalt unterscheiden sich die Fälle meist gar nicht groß. Das Tatmuster ist häufig ähnlich. Da habe ich gar nicht die Notwendigkeit, von der verprügelten Ehefrau zu erzählen, sondern da reicht als Stichwort die Bezeichnung des Phänomens, und dann können wir schnell über die Hintergründe reden.

Wissen Sie von anderen Staatsanwälten mit Podcast?

Bislang ist das ein Alleinstellungsmerkmal der Berliner Staatsanwaltschaft. Im September haben wir ein Treffen der Pressesprecher der größeren Staatsanwaltschaften: Gucken wir mal, ob wir ein Franchise daraus machen.

Die Fragen stellte Eva Schläfer.



Oberstaatsanwalt Sebastian Büchner, Pressesprecher und Podcaster („strafstation.berlin“) Foto: Generalstaatsanwaltschaft Berlin

LESEBRIEFE

Lehrreicher Blick

POLITIK Zu „Allein in der Mitte“ von Andreas Nefzger (16. Juni):

Danke für diesen Blick auf den Alltag der Menschen in den östlichen Bundesländern. Das hilft oft mehr als überhebliche Kommentare. Gerne mehr davon! Norbert Nowotzsch, Münster

Allein unter Linken

POLITIK Zu „Allein in der Mitte“ von Andreas Nefzger (16. Juni):

Ich lebe hier in Freiburg, wo CDU, FDP und die Freien Wähler mittlerweile in der Diaspora sind. Die Mehrheit hängt der Antifa an, den Grünen, den Jungen Grünen, dem Bündnis Schara

Wagenknecht (BSW), den Linken oder der SPD; in Summe sind das bestimmt zwei Drittel der Stimmen. Wollen Sie da etwa leben? Diskutieren und seine Meinung sagen kann man hier auch nicht! Hans Hardenberg, Freiburg

Robust rechtslastig

POLITIK Zu „Auch Jugendliche setzen Prioritäten“ von Oliver Georgi (16. Juni):

Sind die jungen Wähler wirklich nicht „nach rechts“ gerückt, wie die Jugendforscherin Sabine Andresen im Interview sagt? Klar: Die AfD wurde in der Alterskohorte der 16- bis 24-Jährigen mit 16 Prozent nicht überdurchschnittlich stark gewählt. Bei den 35- bis 44-Jähri-

gen lag sie bei 20 Prozent. Wahr ist aber auch: Die Gewinne der AfD in der jungen Kohorte betragen immerhin elf Prozent, wenn man die AfD mit den übrigen Parteien vergleicht. Das ist schon viel Abstand zu den Gewinnen von Union (fünf Prozent), den Sonstigen (3 Prozent) und SPD (ein Prozent), verglichen mit der letzten Europawahl. Das BSW kam auf sechs 6 Prozent. Es lässt sich also durchaus sagen, dass die jungen Europawähler robust rechtspopulistisch abgestimmt haben. Ulrich Schreiber, Detmold

Ein Jahrhundertprojekt

POLITIK Zu „Stuttgart 26“ von Rüdiger Soldt (16. Juni):

Der Artikel spiegelt vieles, was uns die Seele verdörren lässt. Deswegen habe ich seit Langem eine andere Sicht darauf: Das Bahnhofsbauprojekt „Stuttgart 21“ heißt so, weil es ein Projekt des 21. Jahrhunderts ist. Der Jäger 90 (Eurofighter) hieß ja auch nicht so, weil er 1990 ausgeliefert werden sollte, sondern weil die Luftwaffe nicht mehr als 90 davon für die Verteidigung bräuchte. Wenn „S21“ ein Jahrhundertprojekt ist, dann müssen die Baufirmen und Lieferanten eben auch ein ganzes Jahrhundert damit beschäftigt werden! Wichtiger und beabsichtigter Nebeneffekt: Keine weiteren Projekte in der weiteren Nachbarschaft und keine weiteren von diesen garstigen und stritti-

gen Ausschreibeverfahren. Welche Vergabebehörde will sich schließlich mit den unterlegenen Ausschreibungsteilnehmern herumärgern? Theodor Kowalski, Bad Wörishofen

Keine Bedrohung

FEUILLETON Zu „Gebügelte Flaggen“ von Raphaëlle Red (16. Juni):

Der Beitrag der französischen Autorin sollte nicht unwidersprochen bleiben. Das Erstarken von Rechtspopulisten in Deutschland wie in Frankreich ist tatsächlich eine ernsthafte Bedrohung für die freiheitliche Demokratie – und vor allem für die von Frau Red angesprochenen

Bevölkerungsgruppen. Eine Wahrnehmung von Bedrohung durch das Hissen der schwarz-rot-goldenen Deutschlandfahne zu konstruieren, ist aber weit überzogen. Die Deutschlandfahne steht für „Einigkeit und Recht und Freiheit“ und ist das Symbol unseres Staates, dessen Verfassung mit den Worten beginnt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Damit sind Werte verbunden, die seit 75 Jahren in einem friedlichen Deutschland gelebt werden. Es war ein langer und blutiger Prozess, bis wir so weit waren. Sich mit dem flapsigen Wort „gebügelte“ Flagge darüber lustig zu machen, zeugt von geringem Geschichtsverständnis. Ich rate Frau Red, mit

ihrem Nachbarn zu sprechen und ihn zu fragen, warum er die Flagge gebügelt hat und was er mit ihrem Hissen zeigen wollte. Vielleicht ging es ihm ja wirklich nur um Fußball und eine schön anzusehende Fahne. Manfred Rosenberg, Karlsruhe

Leserbriefredaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, 60267 Frankfurt/Main, E-Mail-Adresse: sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefe veröffentlichten zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.